

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Auflage in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Pillnitzer Straße 49.

Verleger: Redaktion Amt I Nr. 3597, Expedition Amt I Nr. 4571, Verlag Amt I Nr. 542.

Abonnement:
 In Dresden mit Beilage monatlich 50 Pf., per Quartal 1.50 Mk., per Ann. 4.50 Mk., per Ann. 10 Pf. mehr.
 „Dresdner Neueste Nachrichten“ pro Monat 10 Pf. mehr.
 Postversand: Halbj. 2.40 Mk., A. monatlich 67 Pf., per Quartal 2.00 Mk.
 In Ostpreußen-Lit. A. 1.05 Mk., B. 1.20 Mk., C. 1.35 Mk.
 In Ostpreußen-Lit. A. 1.20 Mk., B. 1.35 Mk., C. 1.50 Mk.
 Für die Schweiz A. 1.50 Mk., B. 1.65 Mk., C. 1.80 Mk.
 Nach dem Posttarif per Kreuzband per Jahr 30 Mk.

Diese Nummer umfasst 16 Seiten. Roman Seite 13 und 14.

Bankkredit für den kleinen Mann.

Bekanntlich hatte vor einiger Zeit eine südwestliche Handelskammer beim deutschen Handelsministerium den Antrag gestellt, eine gesetzliche Maßregel in dem Sinne herbeizuführen, daß die Ausfuhr von Wechseln unter 100 Mark in Deutschland verboten werden sollte. Hierüber gingen die Meinungen stark auseinander, weshalb man den Antrag ad acta legte. Dieses Begehren blieb aber trotzdem bestehen, denn man begegnet fortgesetzt in bayrischen Blättern Artikeln, die für die Abschaffung seiner Wechsel eintreten. Das mag dem Generaldirektor Thormann Veranlassung gegeben haben, das Wechselwesen in den uns benachbarten Ländern, speziell Frankreich, zu untersuchen und dieses mit deutschen Verhältnissen zu vergleichen. Seine Abhandlung kommt zu dem Schluss, daß bei den kleinen Wechseln im offenen Konto-Korrespondenzverkehr bei Banken, Bankiers und Finanzgenossenschaften eine weit bevorzugtere Stelle einnehmen müßten, denn nur hierdurch könnte der Kassexverkehr erleichtert und der Handel gehäuft bzw. gesteigert werden.

Diese Ansicht hat viel für sich. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, wie hart die Abneigung gegen kleine Wechsel in den unteren und mittleren Schichten des deutschen Handels ist. Es herrscht hinsichtlich dieser, ein derartiges Akzept auszustellen und unterzubringen, weil man hinter ihm einen unruhigen Kontostand vermutet, der sich selbst ein Armutssignale ausstößt. Aber gerade hierdurch wurde bei uns ein Pumpsystem geschaffen, das sich namentlich in den Perioden wirtschaftlichen Niederganges recht unangenehm bemerkbar machte.

In Frankreich kennt man diese Abneigung gegen kleine Wechsel nicht, ja sie würde selbst in Falle einer Stagnation oder Depression in der dortigen Volkswirtschaft niemals Platz greifen können. Der Geschäftsmann, welcher seinen Kunden für wenige Franken Waren aus Kredit verkauft, sieht sofort einen auf 4 bis 6 Wochen laufenden Wechsel, den jeder Bank diskontiert, sofern er drei kreditwürdige Unterschriften trägt. Wie groß in dieser Hinsicht der Verkehr ist, beweist eine geschätzte Berechnung, nach welcher der Bank von Frankreich die Verpflichtung obliegt, kleine Wechsel von 5 Franken aufwärts zu diskontieren. Der französische Kaufmann rechnet in der Berechnung seiner finanziellen Interessen den anders als sein deutscher Kollege. Während wir das Sichern von Wechsel-

trägen in Höhe von 5 Mk. als kleinlich auffassen, sagt sich der Franzose, nur in der Menge kann ein reichlicher Zinsengenuß liegen und eine ununterbrochene Flüssigkeit des Kapitals herbeigeführt werden. Hier hat der Franzose entschieden recht. Tritt im Geldverkehr eine Störung ein, so arbeiten nur die Kapitalisten mit Flüssigkeit, aber äußerst billigem Gelde. Das kapitalkräftige Publikum und die Banken haben das Geld fest in den Händen und wissen es selbst nicht zu verwenden; man legt es in solchen Zeiten höchstens in Kaufspekulationen an, weil derartige Geschäfte augenscheinlich „mehr Zinsen“ einbringen sollen. Solche Geldflüssigkeit stellt eine unerfreuliche Erscheinung und eine, man möchte sagen, unsinnige Verkennung der wirtschaftlichen Prosperitäts-Bedingungen dar. Was nützt der Börse dieses billige Geld, wenn sie es nicht schnell umsetzen und durch andauernden Zinsengenuß vermehren kann? Es gab bei uns auch Zeiten, in welchen über Geldmangel geklagt wurde. Aber war jene Geldknappheit nicht das Zeichen reger Geschäftstätigkeit? Rahm nicht gerade zu diesen Zeiten unser Handel, unsere Industrie einen kolossalen Aufschwung? Ohne Zweifel haben wir es der Geldverknappung zu verdanken, daß sich die Geschäftstätigkeit und die Kaufkraft im Publikum auf das lebhafteste regte.

Demnach könnte es für unsere Volkswirtschaftliche Lage nur von großem Nutzen sein, wenn bei uns die gleichen Wechselprinzipien wie in Frankreich herrschten. Ist doch die Diskontierung kleiner Wechsel von kleinen Geschäftleuten durchaus nicht so riskant, wie man sich die Sache im allgemeinen vorstellt. Wenn unsere Banken, Bankiers und Finanzgenossenschaften die Sache nicht so engherzig auflassen möchten, so würde frisches Leben in Deutschlands Volkswirtschaft kommen. Sind doch die Handlungsbücher der deutschen Geschäftleute heutzutage keine Geheimnisse oder Privatnotizbücher mehr, sondern geschäftsvorgeschriebene Urkunden, aus welchen man sich reichlich Informationen darüber verschaffen kann, ob der Kreditnehmende den Kredit verdient, den er beanprucht.

Es ist wirklich nicht einzusehen, warum gerade in Deutschland dem kleinen Geschäftsmann der Bankkredit verweigert werden und bei uns nicht ebenfalls ein regerer Wechselverkehr, ähnlich wie in Frankreich, aufgenommen soll. Der Zustand, daß der Kaufmann erst nach reichlicher Kreditfrist sich getraut mit einem Akzept an seinen Kunden heranzutreten, muß aufhören, es muß der Wechsel an Stelle der fehlenden Barzahlung treten, wodurch das übliche Vorwissen zum großen

Teil mit einem Schlage beseitigt wird. Denn der Wechsel ist ja das Zwangsmittel, das pünktliche Zahlung anregt. Jenech man im Kleinhandel mit dem Uebelhande des Borgens aufräumt, desto nutzbringender arbeitet unsere Finanzwirtschaft. Dann wäre der Zeitpunkt gekommen, in welchem Millionen Kapital nicht mehr brach liegen, sondern ihr gegenbringendes Jähhorn auf die deutsche Volkswirtschaft ausschütten.

Das militärische Jahr 1904.

Von E. Gad, Oberleutnant a. D.

Stand des russisch-japanischen Kriegs Ende 1904. — Kampf der Deutschen in Südwestafrika. — Zweijährige Dienstzeit: Deutschland (Kavallerie-Vermehrung); Frankreich (Kavallerie). — Tcherreich-Ungarn (Keres-Reduktion). — Werbepere: England (Keres-Reduktion); — Infanterieerhöhung; — Schlachtenverluste und Krankenpflege; — Feindverbrüderung; — Stellener der Kavallerie; — Ballons und drahtlose Telegraphie. — Kriegsschulen.

Das militärische, so schicksalsschwere Jahr 1904 geht zur Ruhe! Noch weht das hehre Banner mit dem heiligen Andreas-Kreuz von den eins so stolzen und jetzt fast zerstückelten Zinnen des fernen Fort Krüher. In dichten Massen umzingeln die kriegswahnen Feinde auf dem mit Blut getränkten Berglande die stark erschütterten Festungen der Verteidiger in ihren letzten Schutzwerten. Eine gemaltige russische Kriegsschiffe ruht zertrümmert auf dem Meeresschoben, innerhalb der schützenden Wälle, ein Opfer der japanischen Feuerkräfte. Weit getrennt in unerreicher Ferne kammert sich das russische Entschäfer, wohl schon 100 000 Mann stark, in Erdhöhlen, die Schutz bieten gegen die Unbilden der Witterung wie gegen die wilden Angriffe des vorgelagerten japanischen Heeres, das in gleicher Weise in ähnlicher Stärke eine unangenehme Verteidigungsstellung in den Erdhöhlen eingenommen hat. Eine zweite mächtige russische Kriegsschiffe dampft auf die hartgedrängte See zu, wohl ohne Zweck und Ziel. So schließt im fernen Osten das Jahr 1904.

Es kam so, wie es kommen mußte! Das kriegsgewaltige, aber den Kampf schneidende und auf ihn nicht vorbereitete Ausland forderte durch Gewalttaten das an Macht geringere, aber zum Heckerlen längst entschlossene und bis an die Zähne gewappnete Japan zum Waffengebrauch förmlich heraus, während es vor aller Welt verkündete, daß es die seinem Wohlbestehen nötigen Erzeugnisse fasten viel lieber auf friedlichem Wege in seinen Besitz bringen wolle. Japan, kurz entschlossen, zog das scharfe Schwert und drängte mit fanatischer Wildheit und barbarischer Tapferkeit die aufkommenerafften russischen Scharen zu weit

zurück, wie es russische Feldherrnkunst und russische Tapferkeit nur zuliessen.

So stehen die Dinge am Schluß des Jahres 1904; was das Jahr 1905 bringen wird, ist die Sache des Jahres 1905. So viel läßt sich aber mit Gewißheit sagen: Noch hat Rußland nicht den dritten und nicht den besten Teil seiner kriegsbereiten Truppen eingelebt; so stehen noch 10 volle Armeekorps Bewehr bei Fuß auf der Wacht gegen das westliche Europa, ganze Armeekorps halten im südwestlichen Asien die Engländer in Indien in Schach usw. Auch die unerlöschlichen ökonomischen Mittel des Reichtums sind noch kaum angegriffen; dem gegenüber hat Japan sein Vieles bereits getan. Nach menschlicher Berechnung wird es niedrigergerinnen, aber nicht zertrüben werden. Die „gelbe Gefahr“ wird beschwichtigt, nicht beseitigt werden. Und Rußland wird für absehbare Zeit das Bollwerk gegen diese Gefahr bilden, sehr zum Nutzen des westlichen Europas in mehr als einer Hinsicht.

Hinter den Heldenkämpfen im fernen Osten, welche die ganze Welt mit staunender Bewunderung erfüllen, tritt das ernste Ringen, das dem Deutschen Reich in seiner südwestafrikanischen Kolonie auferlegt ist, naturgemäß in den Hintergrund. Aber für Deutschland bedeuten jene Kämpfe mehr als ein Treiben auf wehrlose Wilde. Unsere schwarzen Brüder haben sich als sehr beachtenswerte Gegner entpuppt, und so mancher Deutscher und Gottentrost macht seinem kriegerischen Weissen Anführer alle Ehre. Wohl mögen manche Krieger in der Politik und Kriegsführung zu besagen sein, aber eine erhebende und trotzreiche Erscheinung haben jene Kämpfe doch gezeigt. Nein! — Die deutsche militärische Jugend ist in einem erhellenden klärenden Frieden nicht um ihre Tapferkeit und Sanktgeist gekommen. Es ist nur ein Wort des Lobes über den Heldenmut und die Opferwilligkeit, mit der unsere Offiziere und Mannschaften, in vollem gegenfeitigen Vertrauen, um die Siegespalme streiten, sei es im blutigen Kampfe, sei es auf dem heißen Marsch — sei es aber auch in schmerzlichen Krankbetten im Ringen mit der tödlichen Seuche. Und wohl mancher tatkräftige Jüngling hat schon dort mit seinem Heldenblut seine letzten Jugendverehrungen in der Heimat gesühnt! Ja! — das deutsche Heer hat diese Probe gut bestanden!

Wenden wir nun den Blick von den fernen Weltteilen nach dem nahen Mitteleuropa, so sehen wir dessen Völker in ruhiger Arbeit unter den Segnungen eines stiller unerlöschlichen Friedens. Aber wohl bemerkt eines Friedens, über den das scharfe Schwert nicht das Jaager Schwertsgericht. Und seit das Ziel im Auge, zur Verteidigung des Vaterlandes auch den letzten Mann kriegsbereit ins Feld stellen zu können, sondern im militärischen Jahr 1904 die wichtigsten Völker Mitteleuropas, das Deutsche Reich, Tcherreich-Ungarn und Frankreich unter dem Zeichen der zweijährigen Dienstzeit.

„Der Generalkonjul.“

Residenztheater.

Eine neue Operette vom Erfinder der Wiener „Süßen Mädel“-Weis, die man sich schon annehmen. So dachten viele, und das Residenztheater war daher am ersten Weihnachtstage auch folgerichtig dicht gefüllt. So ein Feiertagspublikum hat seine eigene Art, es ist genußsüchtig, gutmütig und gewillt, sich um jeden Preis zu unterhalten; in seiner Beschränkung nimmt es, ohne Kritik zu üben, das Gebotene dankbar hin und lacht über die über die Dinge, die ihm, im Lichte des grauen Alltags besahen, durchaus nicht kurzweilig vorzukommen würden. Es ist eben schon vernünftig, bevor es das Theater betritt. Von dieser Feiertagsstimmung hat „Der Generalkonjul“ vorzüglich sehr viel profitiert. Er fand die denkbar günstigste Aufnahme, einen Erfolg, welcher der Operetten, unglücklich aber in Folge der normalen Umständen sicher nicht beschieden gewesen wäre. Man muß das Genre der Operette vor solchen sie diskreditierenden Nichtigkeiten in Schutz nehmen. Gerade im Residenztheater hat man im Laufe dieser Spielzeit Gelegenheit zu sehen, was ihre Meister Johann Strauß, Jacques Offenbach, Müllner, Suppé, Genée für einen blühenden Reichtum an gelungenen, musikalischen Ideen in ihren Arbeiten niedergelegt haben, einen Schatz, der selbst heute, nach so und so vielen Jahren, nicht verfliegt ist. Mit diesen Werken, von denen man sehr viele zumweil als Kunstwerke bezeichnen muß, hat der Generalkonjul nichts gemein. Die Autoren haben vor ein paar Jahren mit dem „Süßen Mädel“ Glück gehabt, das hauptsächlich darauf beruhte, daß der Komponist den Einfluß hatte, die pittoresken Östlich-Melodien, wie sie beim Wiener Deutigen erklingen, auf die Bühne zu verpflanzen. Das war damals neu, verblüffte und wirkte. Diesmal hat dieselbe Experiment selbsteislagen, um so mehr, als dem Komponisten kein neuer Trick einfallen ist. Er läßt seinen langjamten Dreierakt mit der „raschen“ Marchweise und der „stolzen“ Volks- bis zur Verwundlichkeit alternieren und verläßt sich im übrigen auf die „Witze“ des Buches und die Gutmütigkeit des Publikums. Das Sujet des Textes stellt sich etwa folgendermaßen dar: Der Sohn des Generalkonjuls der Republik San Martino soll in wichtiger diplomatischer Sendung von Wien nach San Martino reisen. Er bleibt aber lieber zu Hause und schickt seinen Diener dahin, der dort seine Rolle spielen muß. Das gibt natürlich den Anlaß zu einer Reihe von „heiteren“ Verwickelungen, die erst aufgelöst werden, bis Sohn und Vater dem „verfluchten“ Keri von Diener nachreisen, die Sache auflären und alles wieder schlichten.

Wie, wird man fragen, ist es möglich, daß ein Theaterstück von solchen Qualitäten in Wien Erfolg haben kann? Die Wiener sind doch nicht auf den Kopf gefallen! Ja, in Wien haben sie Girardi. Nicht den „Generalkonjul“ sehen sie sich hundertmal hintereinander an, sondern Girardi, den populärsten Komiker, der dort den Diener spielt. Girardi braucht solche Nichtigkeiten, in denen ihm Text und Musik so wenig als möglich hören. Er legt sich seine Maske zurecht, er findet eine groteske Arm- oder Beinbewegung, die er früher noch nicht gemacht hat, er ist unerschöpflich in Wort-Dehnungen und Verdrehungen, und alles, was er tut, wirkt auf die Wiener so unwiderstehlich, daß sie wie besessen ins Theater laufen, so oft Girardi spielt, gleichviel was. Als die Herren Landesberg, Stein und Reinhardt das „Süße Mädel“ schrieben, hatten sie noch nicht Girardi. Da mühten sie sich anstrengen, etwas zu leisten; beim „Generalkonjul“ war solche Mühe überflüssig. Das Residenztheater hat Girardis Rolle Herrn Oskar Wagner übertragen. Das ist ein recht braver, lebenswürdiger, jugendlicher Komiker; der Dresdner Girardi zu sein, für diese Aufgabe erweist er sich freilich zu schwach. Auch Frau Martini, die in der weiblichen Hauptrolle ihr Möglichstes tut, besitzt nicht die Urmächtigkeit und Frische, die in Wien Mila Theresen, Girardis Partnerin, mitbrachte. Werke wie der „Generalkonjul“ kann man eben nur dann erfolgreich aufführen, wenn man sie in der Originalbesetzung bieten kann, denn nur den Schauspielern, welche sie kreiert haben, danken sie den momentanen Erfolg. Die braven Kräfte des Residenztheaters treffen daher kein Vorwurf.

kleines Feuilleton.

— Ein bisher unbekanntes Felix Mendelssohn-Bartholdy-Vertrakt, von der Hand des französischen Schlachtenmalers Horace Vernet, erregt zurzeit in der Ernst Jaedleinschen Kunsthandlung in Berlin die allgemeine Aufmerksamkeit. Das lebensvolle Bildnis, dem ein kräftiger Ausdruck in Zeichnung und Farbe nachgerühmt werden muß, weist als Herkunftsdatum 1831 und als Ort seiner Entstehung die Siebenbürgelstadt auf.

— „Liebeshandel“ (Gatte auf Zeit), Schwank von Stad und Wilde, Musik von Wanda, hat man den Gassen des Thomastheater in Leipzig vorgeführt. Ein witziges Machwerk, das bald an den Jirns, halb an den Kindergarten erinnert. Wir nehmen nur deshalb davon Notiz, um hinzuweisen, wohin dieser Kunsttempel, an den man große Hoffnungen knüpfte, gekommen ist. Originell ist, daß es Schauspieler waren, welche sangen. Damit ist alles gesagt. Der Tanz war ohne alle Kunst.

— Der Schriftsteller Professor Ludwig Pietz hat am 1. Weihnachtsfesttag in Berlin seinen 80. Geburtstag gefeiert; aus diesem Anlaß ließ der Kaiser dem greisen Jubilar ein in warmen Worten gehaltenes Glückwunschtelegramm übermitteln.

— Von allen früh feiernden Bühnenkünstlern plaudert Oskar Blumenthal in einem sehr anregenden Feuilleton der „Neuen Fr. Presse“. Ein Böhartiger soll einmal gesagt haben: Es ist nicht wahr, daß es keine guten Schauspieler in Berlin gibt. Wer sie sehen will — darf allerdings nicht ins Theater gehen. Das klingt nun sehr hart. In ausführlicher Form aber erzählt Blumenthal, wer alles an Künstlern, viel zu früh feiernd, in Berlin „kaszieren geht“. Die modernen Künstler halten es nicht immer mit Rean, der es befaßlich für das größte Glück eines Schauspielers erachtete, auf der Bühne sterben zu können. Viel zu früh verchiedend von der Bildfläche — man denke nur an Sonnenthal, den „Gehärgel“-Komiker — Hedwig Riemann, deren lebhaftesten Geburtstag man vor kurzem feierte. Und nun Albert Riemann.

Oskar Blumenthal gibt die interessante Anregung, daß dieser Künstler, selbst wenn er der Oper Abschied gesagt hat, noch immer ein vorrefflicher Schauspieler sein könnte: Aus dem Stegried Richard Wagner könnte ein Oskar Hebbels werden oder ein Wilhelm Tell. Aber Niemand, dem solches einmal angedenkt wurde, soll drastisch erklärt haben: „Ich bin nun einmal ein vorjähriger Dering — den legt man den Reuten nicht mehr vor.“ So gehört denn auch Riemann zu den Feiertags: im Sommer angelt er Forellen im Teichsee, im Winter jagt er und wenn die Schnezeit kommt, so füttert er am warmen Ofen und liest Friedrich Nietzsche. Der dritte „Berliner Spaziergänger“ ist Friedrich Dase. Er ist heute 75 Jahre für den, der's glauben mag. Aber dieser Künstler, der von Kopenhague bis zu Helldamm griff, würde sicher heutigen Tages noch auf der Bühne stehen, wenn sein Repertoire, von dem er nicht mehr lassen könnte, auf den deutschen Bühnen nicht abgewirtschaftet hätte. Und nun Baranova. Auch er ging vielheit zu früh. Heute lebt er nur noch seinen Memoiren. „Im Ofen“ sollten sie urspürnlich heißen. Im Ofen fühlt auch er sich, mit den beiden starken Händen im Schrank, die seine reichen Lebenserfahrungen säubern und jenem berühmten Erinnerungsjammer in seinem Hause, in dem — ein Unikum in seiner Art — alles wie in einem Museum aufbewahrt wird was an seine Glanztage gemahnt.

— Deutsche Schauspieler auf dem Brett. Der Zug der deutschen Schauspieler zum Brett hat noch immer nicht aufgehört. Als das „Ueberritt“ noch storierte, war es eine allgemeine Krankheit geworden. Heute hat dieses Genre ausgerungen, so weit es nicht als Kabarettum eine Diminutivform angenommen hat. Um so größer ist immer noch der Zug nach dem alten Brett, dem Varietés. Dort lassen sich auf ershörend leichte Weise Summen verdienen, wie sie ein reguläres Theater einfach nicht bezahlen kann. Untet 3000 Mark den Monat zahlst kaum ein großes Spezialitätentheater, und oft wird die Summe noch sehr wesentlich überschritten. In den letzten Jahren waren es mehr die Frauen, die den Gang zum Varietés zeigten, es wurde Mode, da mit zu tun, und dem Renommee der